

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [14]

Artikel: Der erschlagene Senn [Fortsetzung]
Autor: Baumgartner, Oskar G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Walter Lillie, Zürich.

Sommer (Wandbild).

Im Grase liegend . . .

Ist dies nun alles, Blumengaukelspiel
 Und Farbenflaum der lichten Sommerwiese,
 Zartblau gespannter Himmel, Bienensang,
 Ist dies nun alles eines Gottes
 Stöhnender Traum,
 Schrei unbewußter Kräfte nach Erlösung?
 Des Berges ferne Linie,
 Die schön und kühn im Blauen ruht,
 Ist sie nur Krampf,
 Nur wilde Spannung gärender Natur,
 Nur Weh, nur Qual, nur sinnlos tastende,
 Nie rastende, nie selige Bewegung?
 Ach nein! Verlaß mich du, unholder Traum

Vom Leid der Welt!
 Dich wiegt ein Mückentanz im Abendglast,
 Dich wiegt ein Vogelruf,
 Ein Windhauch auf, der mir die Stirn
 Mit Schmeicheln kühlt.
 Verlaß mich du, uraltes Menschenweh!
 Mag alles Qual,
 Mag all und alles Schatten sein,
 Doch diese süße Sonnenstunde nicht
 Und nicht der liebe, linde,
 Kindlich begnügte Duft vom roten Klee
 Und nicht das zarte, tiefe Wohlgefühl
 In meiner Seele . . .

Hermann Hesse, Bern.

Der erschlagene Senn.

Eine Geschichte aus dem Bauernleben von Oskar G. Baumgartner, St. Gallen.
 (Fortsetzung).

Alle Rechte vorbehalten.
 Nachdruck verboten.

Am Morgen nach Lichtmeß war Schnee gefallen. In der Dämmerung lag er als ein graues Leichentuch, Wiesen und Halden zudeckend. Still und kalt war es rings. Nur zuweilen vernahm man aus einem Stall das verschlafene Brüllen des Viehs, hörte man ein paar Bauernholzschuhe über die Steine in die Tenne klappern.

Es war noch nicht ganz Tag. Der Mehmer kam gerade von der Frühmesse. Da sah er die lange Gestalt des Krenchensepp mit der Milchtanse auf dem Rücken bedächtiger als sonst die Dorfstraße herunterkommen, den Kopf nach vorn geneigt, wie sinnend. Doch das mochte wohl auch die Last machen, die er trug. So stapfte er hin durch den frischgefallenen Schnee und grub mit seinem schweren harten Schuh Schritt für Schritt die erste düstere Spur in die reine bläulichweiße Decke, die über dem Dorfe lag. Als er am „Leuen“ vorbeiging, schlief noch alles. Fast schien es, daß seine Schritte sich verlangsamten, je näher er der Hütte kam. Am Kreuzweg unter dem „Leuen“ hielt er eine Weile an und sah nach links hinüber, wo der Better Lang sein Gehöft hatte. Dorthier sah er jetzt eine lange dünne

Gestalt langsam über den Schnee schreiten, Schritt für Schritt, wie er, tiefe Stapsen in den Schnee pressend. Der Krenchensepp ging weiter, dem Rain entlang etwas unterhalb der Sennerei, bis dorthin, wo das Fahrsträßlein zur Hütte führte. Als er eben einbog, sah er schon oben am Kreuzweg den Lang hinter einem Haus hervorkommen. Also stapfte er gemächlich zu. Endlich kam er vor die Hüttentür. Sie war verschlossen. Er klopfte an, laut genug, daß der Lang, der eben in das Sträßlein einbog, es hören konnte und sich wunderte, daß weder der Senn noch das Knechtli wach wären. Nun drehte sich der Krenchensepp um und wartete, bis der Lang ankam, feuchend und hustend in der frischen Kälte der Morgenfrühe. „Es macht keiner auf!“ brummte der Krenchensepp. „Wird einen Rausch haben . . . wird einen Rausch haben . . .“ übersprudelte sich der Lang; „hat gestern gesoffen . . . hat gesoffen . . .“ Dann schlug er mit dem Schuh an die Hüttentür, daß es innen hohl widerhallte. Er laufchte eine Weile, aber niemand gab ihm Antwort. Unterdessen kamen noch etliche Bauern mit ihren Tansen die Dorfstraße herab. Der Better Lang stellte seine

Tanze auf das Bänklein vor der Hütte und wartete. Der Krenchensepp zündete sich eine Pfeife an. Als dann ein Grüpplein Bauern beisammen waren, klopfen sie wieder an. Aber niemand tat ihnen auf. „Wenn er schläft, müssen wir eben nicht am Stall, sondern an der Kammertür anklopfen,“ sagte der Krenchensepp schließlich. Die Bauern verzogen das Gesicht etwas. Dann gingen etliche an die obere Seite der Hütte, wo der Senn ein paar Stuben hatte einbauen lassen, zwei für sich und je eine für das Knechtlein und die Magd. Da klopfen sie an die Läden, indes der Krenchensepp und die andern an der Hüttentür warteten. Eine Weile lauschten sie, niemand gab Antwort. Unterdessen waren die Bauern des Dorfes bald vollzählig beisammen. Da meinte schließlich der Leuentnecht, es werde dem Senn doch nichts passiert sein. Er habe gestern etwas viel geladen gehabt, aber er möge sonst doch einen guten Stiefel vertragen. Nun wurden auch die Bauern alsgemach unruhig. Da meinte wieder der Leuentnecht, vielleicht könne man durchs Tennstor in die Hütte. Einige gingen und brachen das Tennstor mit wenig Mühe auf. Sie traten hinein, erst in die Käserei. Da war niemand. Man stellte die Tansen ab, auch der Krenchensepp war unter diesen. Dann gingen sie in den Kühlkeller. Da war auch niemand. Auf einmal hörte man aus dem Tenn einen rauhen Ruf. Und dann kam der Lang in die Käserei hereingestolpert und war weiß wie ein Tuch, suchtelte mit den Armen und brachte kein vernünftiges Wort heraus. „Im Saupferch ... Saupferch ... da liegt, da liegt ... der Senn, der Senn ... gestochen!“ würgte er schließlich heraus.

Draußen im niedrigen Stall, im Halbdämmer des Tageslichtes, das sich durch die Ritzen im Holzladen stahl, lag lang hingestreckt auf dem Rücken mit weit ausgebreiteten Armen der Senn. Die Fäuste hatte er krampfhaft geballt und die Füße steif in die Höhe gerichtet. Sein Gesicht aber war schneeweiß, und die Augen standen ihm starr und weit offen. Offen stand ihm der Mund. Keiner von den Bauern wagte, den Senn anzurühren. Denn, wie er so dalag, sah er aus, als blickten seine Augen mit Staunen etwas Furchtbares in weiter fremder Ferne, als zwänge etwas Furchtbares diesen Mund zu seinem gewaltigen Staunen. Und die Bauern ehrten dieses Staunen. Es war ihnen, als starre dieses weiße Gesicht in die bange kalte Ewigkeit des Todes hinaus, und still umstanden sie den Toten.

Unfern des Toten aber auf ihrer Streue lag weiß ausgestreckt die Bache in einem Morast von Unrat. Rings um sie her lagen die kleinen formlosen Körperchen von zwölf Fährlein, die sie in der Nacht geboren und dann in der Bestialität ihrer Art erdrückt hatte. Es dauerte nicht gar lange, war unter den Bauern mehr die Rede von der Bache als von dem Sennen. Etliche wollten gar mutmaßen, das Tier hätte sicher etwa ihrer drei Fährlein gleich nach der Geburt aufgefressen.

Unterdessen waren andere mit Gewalt in die Stuben des Knechtleins und der Magd eingedrungen. Sie hatten die beiden Leutchen in ihren Betten wie schlafend angetroffen. Da sie sie aber nicht zu wecken vermochten,

erkannten sie, daß jemand die beiden in die Ohnmacht geschlagen hatte. Mit kaltem Wasser und starken Tropfen brachte man sie nach einiger Zeit wieder zu sich. Der Lappi fing an, um sich zu schlagen und aufzubegehren, griff aber bald an seinen Kopf und hub an zu flennen. Auch dem Mägdlein war's taumelig. Beide aber vermochten nichts zu erzählen über das Schreckliche, was vorgefallen war.

Wochenlang hielt die Aufregung das Dorf in Atem. Erst kam die Mordkommission, dann begannen die Untersuchungen, die Verhöre folgten. Alle Augenblicke mußten ein paar Bauern ins Oberland vor Gericht. Man sperrte sogar ein paar Baganten und Landstörzer ein und hatte ein scharfes Auge auf den Leuentnecht. Aber man fand keine Spur von dem Mörder. Man suchte alle Uhrenladen nach der Uhr des Sennen ab, die der Mörder mitgenommen, verglich alle Dolche und Messer, deren man habhaft wurde, mit der schmalen Wunde, die der Tote unter dem Schulterblatt trug und an der er verblutet war. Aber man fand nichts. Schließlich mußte man den Toten begraben. Die Türen der Sennerei sperrte der Landjäger zu und heftete das Landesiegel daran. Bald stand die Gant im Blättlein ausgeschrieben. Aber lange wollte sich kein Käufer finden. Zuletzt kam das Dorf in einen bösen Ruf landauf und landab.

Auch der Krenchensepp war etliche Male im Oberland vor Gericht gewesen, da er zuletzt mit dem Senn beisammen gesehen worden und der erste frühmorgens am Platz gewesen war. Auch von ihm erfuhren sie nichts Neues. Der Krenchensepp aber sah nun öfter in der Leuentube.

* * *

So wurde es Frühling und Sommer und ging schon in den Herbstmonat. Da erhielt der Krenchensepp das Aufgebot zum Einrüden. Am selbigen Abend noch begann ein Puzen und Fegen im Krenchenhaus. Der Sepp segte sein mächtiges Seitengewehr mit Sand, indes die Mutter die Militärhosen klopfte und die Schwestern den einen und andern Knopf noch etwas fester nähten. Es war schon spät in der Nacht, als der Sepp endlich den Tornister zuschnürte. Aber wie er beim letzten Riemen war, kam noch die Krenchin angehumpelt und trug ein Päcklein in der Hand. Das wollte sie auch noch hineinstecken in den Tornister trotz allem Abreden des Sepp, der meinte, was da wohl Wichtiges in dem Päcklein sein könne. Mit strahlender und fast spöttisch überlegener Freude reichte das Weiblein ihm das Ding hin — es fühlte sich hart an, einige Taler, gar ein Gulden darunter, mochten es sein. Ueber des Krenchensepp Gesicht zuckte es merkwürdig. Da gab er nach, schnürte noch einmal auf, und die Krenchin schob das Päcklein in den Tornister.

In der Morgenfrühe, eine Stunde vor Hahnenschrei schon, war der Sepp in seiner Kammer auf. Wie er oben die derben Militärstiefel anzog, tat sich die Kammertür sachte auf, und die Krenchin trat herein, ein Lächeln um den Mund und die Augen voller Tränen. Finster und fast ärgerlich fragte der Sepp sie nach ihrem Begehren. Aber sie schüttelte den Kopf, lächelte, und etliche Tränlein kollerten über die runzeligen Wangen. „Ich hab dir noch einen Schluck Raffee gemacht, Sepp,“

sagte sie; „er wird dir gut tun.“ Der Sepp sagte nichts. Die Mutter wußte ja, der Bub war immer von der härteren Sorte gewesen. Als der Sepp dann in der Küche eine Tasse Kaffee trank und hastig ein mächtiges Stück Brot verzehrte, stand sie neben ihm und schaute ihn lange, lange an, sein Gesicht, die Hände, seinen langen Wuchs und wie er dreinblickte und aß. „Sepp,“ murmelte sie dann halblaut. Aber der Krenchensepp hörte es nicht. Nach einer Weile stand er auf und schritt zur Tür, die Krenchin humpelte hinter ihm drein. An der hölzernen Hausstiege unter der Tür wandte sich der Sepp noch halb um, und da nahm die Krenchin seine junge sehnige Hand in ihre zitternden knöchigen Finger, drückte sie lange, lange und sagte mit einem Lächeln um den Mund, während ihr die mageren Tränen über das runzlige Gesicht rannen: „B'hüt dich Gott, Sepp!“ Der Sepp wunderte sich fast ein wenig, sagte aber nichts. Die Mutter hatte immer geweint, wenn er ins Oberland zum Militär mußte. „B'hüt Euch Gott, Mutter!“ sagte er fast etwas weicher, als er gewollt. Und da sah er plötzlich seiner Mutter Gesicht sich in Schmerz verzehren, wie er es nie gesehen, und verwundert fragte er: „Mutter, was ist Euch denn?“ Aber sie schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Nichts, nichts, schwer ist mir halt, schwer!“ Und dann ging der Krench die Stiege hinunter und mit starken Schritten dem Dorfe zu.

Es brannte kein Licht in keinem Haus, als der Krenchensepp zum Dorf hinausging. Die Leuenstube war dunkel, und oben am Firn, wo ein schmales Fensterlein den Flügel offen hatte, als hätte eben die Res heimlich von ihrer Kammer nach ihm ausgeschaut, regte sich nichts. Verlassen lag im Krötenwiesli die Sennerei, lang und schwarz hingestreckt, wie ein riesiger Toter. Nichts vernahm man von da herauf aus der Tiefe, kein Schnaufen noch Schnarchen des Viehs, noch das Stampfen eines Hufes. Totenstille... Der Krenchensepp schaute mit keinem Auge hinab auf das Haus, und doch hatte er es immer vor Augen; wie er auch mit starken großen Schritten ausgreifen mochte, er entlief dem Hauße nicht. Immerfort lag es da, schwarz und lang hingestreckt vor seinen Augen, wie ein Toter. So war er eine Weile wacker gelaufen, als es plötzlich hinter ihm flüsternd rief: „Krench... Krenchensepp...“ Da erschrak er, es durchschütterte ihn vor Grausen, und er schritt stärker aus. „Krench... Krenchensepp...“ klang es wieder hinter ihm, klagend, flehend, flüsternd. Da packte ihn die Angst, er wollte laufen, aber die Knie zitterten ihm. Er blieb also stehen und drehte sich halb um, und nun sah er einen schwarzen Schatten auf sich zuwandeln. Je näher der Schatten kam, umso ruhiger wurde der Krench. Das war nicht er, das konnte nicht sein Gespenst sein, das da so leicht und schlank herwandelte.

Es war auch kein Gespenst, es war die Res. Stoßweise ging ihr Atem vom schnellen Laufen: „Krench, Krenchensepp,“ schnaufte sie, „was rennst auch so, hast Angst vor mir?“ Der Sepp sah sie verwundert an, wie sie dastand vor ihm, halb in ihr Fürtüchlein gehüllt, unter dem sich ihre Brust stark hob und senkte. Sie fühlte seine scharfen Augen auf sich ruhen, und ihr wollte scheinen, als verzöge sich sein Gesicht zu einem

kleinen, spöttischen Lächeln. Sein Schweigen und dieser spöttische Schimmer, der durch die Dunkelheit von seinem Gesicht zu ihr kam, taten ihr weh. „Ich wollte dir nur noch ein ‚B'hüt Gott‘ sagen,“ sprach sie jetzt mit einer eigen tiefklaren Stimme, die durch verhaltene Tränen wie Glocken durch Gewitterregen klang. „Ei, es geht ja nicht nach Amerika,“ meinte der Sepp, und es hatte spöttisch klingen sollen, aber es klang mehr mild begütigend. Doch die Res schüttelte leicht den Kopf: „Ich könnte bald nicht mehr im ‚Leuen‘ — vielleicht bald wieder ennet dem See, im Schwabenlande sein!“ Es war, als wartete sie darauf, daß der Sepp etwas sagen sollte. Aber der Krenchensepp fragte nur so obenhin: „Ja, was willst du denn draußen im Schwabenlande?“ Da schüttelte die Res leicht den Kopf, wollte etwas erwidern, doch Schluchzen ersticke ihre Stimme: „Ich weiß selber nicht,“ schluchzte sie. Der Krenchensepp aber konnte ihr Weinen nicht leiden, er nahm sie begütigend in den rechten Arm und fing an, mit ihr gemächlich die Straße hinauszuschreiten, und sagte einsmal übers andere: „Ja, das mußt du nicht so nehmen, das ist nicht so böß!“ Und die Res lehnte still weinend ihren Kopf an seine Brust, und so schritten sie miteinander in die grauende Dämmerung hinein, bis ein Stern nach dem andern langsam erblakte.

* * *

Unser Schweizer Militär ist von jeher eine sehr vollstümliche Einrichtung gewesen. Man hatte keine stehenden Truppen und marodierende Söldner im Lande. Den kriegslustigen unter den Söhnen des Landes wies man bereitwilligst den Weg ins nächste große Hauptquartier im Frankenland oder im Reich. Das Blut ihrer Kinder wogen die großen Herren den Schweizern mit schwerem Golde auf. Alle Jahr an einem schönen Sonntag trommelte der Weibel die weaffenfähigen Bürger zu einer Truppenschau zusammen, der stets ein fröhlicher Trunk unter dem Vorsitz der hohen Obrigkeit folgte. Drohte einmal ein Krieg, so läutete man Sturm landauf und landab, bis die Bauern mit Art und Sense und die Städter mit Flinte und Säbel und den berühmten Feldschlangen ihrer Zeughäuser anrasselten. Der militärische Rang stufte sich dabei genau nach dem Grad der „bürgerlichen Tüchtigkeit“ ab, und der plutokratische Zug der schweizerischen Demokratie drückte auch diesen ernstlichen Dingen den Stempel auf, wie er ja alle Bauern- und Bürgerstaaten von Anbeginn bis auf den heutigen Tag gezeichnet hat. Man ging dabei von der Ueberlegung aus, daß der Bürger auch in Waffen wohl dem am ehesten zu gehorchen gekommen sei, der ihm auch im bürgerlichen Leben zu befehlen habe. So band man noch recht gern bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein die bürgerlichen und militärischen Ehrenstellen zusammen. Da aber Geld Macht ist und von jeher war, bedeutete dies System zugleich eine fröhlich wuchernde Plutokratie. Die Aristokratie hatte sich das nüchterne Schweizervolk in zwei Malen, im Mittelalter und in der Revolutionszeit, für immer abgeschüttelt. Bis in die untersten Rangstufen aber wirkte umso kräftiger das andere System, und es gab Zeiten, da man zu Offizieren und Unteroffizieren mit

Vorliebe die hablicheren Bauernjöhne wählte, die gewohnt waren, Befehle auszuteilen und sie ausstellend auch zugleich auszuführen.

So kam es, daß die Obern den Krenchensepp eines Tages auf die Oberstenstube befahlen und ihm eröffneten, sie wollten ihn zum Unteroffizier machen. Denn der harte wortkarge Bursche schien ihnen zum Befehlen geschaffen, eher als zum Gehorchen. Der Krench hatte keine Miene verzogen bei der Sache, und seine Kameraden hätten ewig nichts erfahren, wäre der Feldweibel nicht gewesen, ein kurzer flinker Bursche aus dem Oberland, der es mit allen, Soldaten und Offizieren, gut konnte und aller Welt Freund war. Der plauderte es aus; denn ihm war es um die Runde zu tun, die jeder neugebackene Unteroffizier zu leisten hatte, und er merkte wohl, daß der Krenchensepp sich gern um diese herumgedrückt hätte. Um den Krenchensepp hatte er sich zwar, wie die ganze Kompagnie, nie gekümmert, als er gesehen hatte, wie schwer dem finsternen Burschen beizukommen war. Aber seit der auf die Oberstenstube zitiert worden, war eine Freundschaft und ein widerliches Zudringen bei dem Feldweibel an den Krenchen. Der aber schien dessen nicht zu achten und blieb bei seiner Art, bis der Feldweibel es endlich zuwege brachte, daß der Krench auf den Abend eine Runde Bier für die Kompagnie versprach.

In der hintern Stube eines Wirtshausleins hinter der Kaserne — man nannte die Spelunke nur das „Gifhüttlein“ — saß am Abend nun die Kompagnie beim Krenchensepp zu Gast. Ein jeder hatte seinen Schoppen vor sich stehen. Man tat hin und wieder einen Schluck, und während die Oberländer und die Knechtlein mitteilsam wurden, lächelten die Bauernjöhne, nickten gewichtig ab und zu mit dem Kopfe und hüllten sich im übrigen in überlegen-fürnehmes Schweigen. Obenan, an der Schmalseite des Tisches, am Ehrenplatze saß der Krenchensepp mit dem Feldweibel, dem die Zunge erstaunlich los war. Dann kamen die übrigen der Ordnung nach, die Reicheren obendran, die Armeren und die Knechtlein unten am Tisch, wo es am lebhaftesten zuging. Allein, das Bier ist demokratisch, es macht die Menschen gleich. Und so dauerte es denn nicht gar zu lange, war die allgemeine Lustbarkeit über die Fürnehmheit am obern Tisch Meister geworden und riß die schweren Bauernzungen mit hinein in den holprigen Fluß einiger ferniger Bauernlieder und Altvätersprüche. Daß der Krenchensepp nicht recht mittat, focht die Tafelrunde wenig an, am allerwenigsten den Feldweibel, der sich in Spässen und allerhand Kurzweil nur so übersprudelte. So wurde es spät, und als man der Hitze im Stüblein halber ein Fenster aufmachte, vernahm man von weit draußen her die Tambourn und die Musik, wie sie den Zapfenstreich anhuben. „Zahl einen Guten noch zur Leß!“ forderte der Feldweibel den Krenchensepp auf. „Einen Guten, einen Guten!“ lärmte die Runde. Und als der Krench nicht sofort bei der Hand war, poppte einer: „Er ist vom See, der Krench, er weiß wohl nicht, was ein Guter ist!“ Der Krenchensepp war in der Tat verlegen, was für einen „Guten“ er bestellen sollte, hatte er doch sein Lebtag nur Seewein oder höchstens einen Bernegger getrunken, wenn er in die Leuenstube

kam. Die Leuenstube — richtig! Hatte er nicht damals — mit dem Senn ... Und nun schlug der Krenchensepp mit der harten sehnigen Faust auf den Tisch, daß die Schoppengläser tanzten. „Einen Neuenburger her!“ rief er und lachte ein paarmal hart auf, und die Runde lachte und rief mit. Der Feldweibel aber hatte dem Krench einen merkwürdigen Blick von der Seite zugeworfen. Dann lachte er auch. Und als die Tambourn lauter schlugen und näher und näher rückten, schrieen und lachten auch die Kumpane des Feldweibels im „Gifhüttli“ lauter und lauter, bis plötzlich die Tambourn draußen mit dröhnendem Wirbel am Fenster vorüberschritten. Da stand der Krenchensepp auf, zog eine schwere, große, silberne Uhr mit schwerer echtsilberner Kette aus der Tasche, wie sie die reichen Sennen und Viehhändler zu tragen pflegen, und sie in einem zärtlich-stolzen Blick umfassend, rief er, daß es alle hörten und sahen und sich daß wunderten: „Kameraden, es ist Zeit zum Lezten!“ Da standen alle im Knäuel zusammen, stießen die Gläser bis an den Rand gefüllt an, tranken und stießen wieder an.

Der Krenchensepp hatte nicht gesehen, wie der Feldweibel sich heimlich aus der Türe gestohlen hatte. Jetzt setzten sie eben die Gläser auf den Tisch und wollten gehen — da tat sich plötzlich die Türe auf, und herein trat im Schritt und mit aufgepflanztem Bajonett die Wache, hinter ihr ein Offizier. Die Soldaten wichen salutierend aus, die bleiche Angst im Gesicht. Die Wache aber ging auf den Krenchensepp zu, stellte sich ihm zur Seite, und dann trat der Offizier an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Füsilier Krench, Ihr seid verhaftet!“ Es war, wie wenn der Holzhauer seine Art an das Kernholz einer mächtigen Tanne gelegt hat und bei jedem Schlag erzittert der ganze Baum von unten an bis hinauf und hinaus in die äußersten Spitzen der Äste und Zweiglein, so durchlief ein leises fürchtbares Zittern den langen Krench. Aber noch stand er hoch aufrecht und kalt und bohrte seinen Blick in den des Offiziers. Sie wagten sich nicht an sein Seitengewehr, obwohl ihrer viele waren, die da um ihn herum standen. Dann ging der Krenchensepp wortlos zwischen den Wachen, die er um Haupteslänge überragte, aus der Wirtsstube und mit starken großen Schritten, wie er es gewohnt war, der Kaserne zu ins Gefängnis.

* * *

Es war spät im Herbstmonat. Die Sonne zog schon kürzere Bogen, und ein kühles Lüftchen strich durchs Holz, dessen grünes Gewand sich von Tag zu Tag bunter färbte. Immer länger lagen des Vormittags die schwarzen Schatten auf der grünen Waldwiese, die sich jäh bis zu dem in der Tiefe der Schlucht verborgenen Bächlein hinabneigte. Alle Tage wurde es einige Augenblicke später, bis die Nachmittagssonne ein paar Wellen und silbern umflutete Steine aus dem Erlengebüsch heraufschimmern ließ. Auf der Morgenseite des Tobels aus düstern Tannen ragte ein grauer steinerne Turm. Zwei Mannslängen maß die Mauer, die ihn rings umgab, und war glatt und spaltenlos, daß keiner dran Griff fassen mochte. Hoch ragten über dem Tobel die gewaltigen Quader des Turms, und hoch über dem Abgrund gewahrte man ein paar winzige



Walter Lillie, Bivich.

Heiße Wanderschaft (1911).

Phot. Ph. & C. Kint, Zürich.

Gucklöcher, Schießscharten gleich, mit dicken Eisenstangen kreuz und quer wohlverwahrt. Die bleiche graue Burg ist im Lande verrufen. Sie trägt keinen Namen. Muß einer von dem verrufenen Orte reden, so nennt er ihn nur das „Tobel“, was in die Schrift übersezt „Abgrund“ bedeutet.

Hinter einem der kleinen vergitterten Löcher lebte jezt der Krenchensepp. Seine Richter hatten nicht eben viel aus ihm herausgebracht, nur gerade genug, um ihn nicht laufen lassen zu müssen. Tag für Tag hatte der Sepp seine böse Stunde, da ihn der Landjäger auf die Stube des Verwalters führte und auf die Bank neben dem weißen Kachelofen niedersezen hieß. Hatte der Sepp dann etliche lange leere Minuten dageessen, hörte man einen kurzen militärischen Schritt sich der Türe nähern, die im nächsten Augenblick aufgerissen wurde und hinter dem Verwalter ins Schloß flog. Lang und hager stand er dann vor dem Krench, seine harten, bösen Augen wie Stacheln auf den vor ihm Sitzenden gerichtet, das lederfarbene Gesicht mit seinen von Leidenschaften zerrissenen Zügen in eiserne Falten gelegt. Seltsam stand ihm das dicke weiße Haar zu Gesicht, seltsam umrahmte ihm der kurz geschnittene weiße Bart die fahlen Wangen. Da stand er denn, der Herr dieser furchtbaren, schweigsamen Burg im Tobel, und bohrte die schwarzen grausamen Augen dem Krenchen in die Seele. Und dann ging das Fragen an, wegen der Uhr, woher er die hätte und wie er es denn mit dem Senn gemacht, woher er das viele Geld nähme, und dies und das. Der Krenchensepp aber sah ihn nicht an und antwortete wenig. Einmal, anfangs, hatte er dem Weißhaarigen ins Gesicht gesehen,

und darnach hatte er drei Tage schweren Kerker an der Kette erhalten. Er wußte selbst nicht, wie das kam. Aber fortan hütete er sich, dem Weißhaarigen ins lederne Gesicht zu blicken. Er hörte nur immer seine Stimme tief verdrießlich und etwas näselnd zu ihm sprechen. Er wußte, das ging so eine Weile, dann zog der andere plötzlich die Glocke, daß ihr Ton gellend durch die Gewölbe lief. Der Landjäger erschien salutierend auf der Schwelle, die böse Stunde war vorüber. Bald stand der Krenchensepp wieder an dem vergitterten Fenster seiner Zelle und blickte hinüber auf die andere Seite des Tobels nach dem Gehölz. Er sah, wie die Sonne ihren Bogen wieder um ein Winziges kürzer zog, wie ihre warmen goldbraunen Strahlen durchs Gehölz fluteten und die grünen Blätter eins ums andere goldbraun färbten, wie der Schatten langsam die grüne Waldwiese hintersehrift an das Bächlein, und dann zitterten plötzlich die hellen Blätter der Erlen im kühlen Herbstwind an der Sonne, muntere Wellen und silbern umflutete Bachsteinchen schimmerten minutenlang durch das grüne Laub herauf. Der Schatten schritt diesseits den Berg hinan, langsam — langsam — und auf einmal fällt ein goldbrauner Lichtstreifen durch das Gitter herein und tanzt auf dem Fußboden, wirbelt den Staub in tausend tanzenden goldenen Körnchen auf und huscht mit einem langen zitternden Schein über die Wand auf und nieder, tanzt um den steinernen Wasserkrug und das alte graue Stroh und hüpfst mit einem Saß auf den Krenchensepp und hängt ihm mit goldenem Flimmern in Haar und Bart und stiehlt sich ihm in die Augen tief hinein, tief hinab in die dumpfe Brust. Der Krenchensepp schaut hinaus, schaut hin-



Walter Lillie, Zürich.

Steinheid, Thüringerwald (1910).



Walter Lillie, Zürich.

Der Bergschatten (1908).

über, schaut und schaut. Manchmal ist ihm, als röche er den Duft des Emdes, das sie dort, hinter dem Wald irgendwo, zusammenrechen und auf den Wagen laden. Zuweilen ist ihm auch, als höre er fern, ganz fern ein Kühlein brüllen, einen Hund anschlagen. Er reckt sich und dehnt sich, er faßt an die Stäbe, zwingt den Kopf hindurch, sperrt Mund und Nase weit auf und atmet und schnuppert und horcht und schaut, schaut. „Es ist jetzt Herbstmonat,“ sagt der Krenchensepp zu sich selber, „ein schöner sonniger Herbstmonat. Das Gras steht zum Emden reif. Man muß es nur mähen, morgen muß man es mähen. Alle Nacht kommt jetzt der Reif. Am Morgen hängt er in blinzelnden Perlen an den Gräsern. Das Vieh muß jetzt auf die Weide

hinaus, Gras äßen, damit es auf den Beinen stärker wird. Der Winter ist lang, es kann noch lang im Stall stehen, Trockenfutter fressen. Die Fraurotacher Äpfel werden alle Tag gelber, und die Klausäpfel röten stark, man kann die ersten schon heruntertun. Und die Erdäpfel! Und die Rüben! Und adern muß man auch, und mosten sollte man. Ja, es ist jetzt Herbstmonat, ein schöner sonniger Herbstmonat. Das Gras steht gut und reif... Warum hoch ich da auf der faulen Haut und gaff zum Fenster hinaus? Man muß mähen. Mähen muß man jetzt, morgen schon, eh ihm der Reif weh tut, mähen muß man, emden muß man...“ Und

indem der Krenchensepp so zu sich sprach und die letzten Worte immer schneller und wilder und lauter wiederholte, fing er an, wie ein wildes Tier an den dicken Eisenstäben zu rütteln und knirschte dazu mit den Zähnen, daß ihm der blutige Schaum über die Lippen trat... Da hörte er einen Schlüssel knarren. Wie ein elektrischer Schlag durchlief es ihn bei diesem Knarren. Wie ein Blitz fuhr es dem Krenchen durch den Sinn: Was rüttle ich an den dicken Eisenstäben? Geht da nicht in diesem Augenblick eben eine Tür auf, da, hinter mir, wo der Schlüssel knarrt? Kommt da nicht einer aus den Gängen, aus dem Hof und vielleicht von weiter her... Könnte man nicht den Weg auch rückwärts machen, den dieser Schlüssel vorwärts gemacht...

(Schluß folgt).

Wanderung.

Eine empfindsame Tagereise von Otto Wirz-Wyß, Bern.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Hinter einer Wegbiegung erblickte ich den Fischer in Gesellschaft bei seinen Netzen. Er stieß dicke Tabakswolken zwischen den Lippen hervor, die der Wind landeinwärts entführte, lichtete und zerfließen ließ. Wir begrüßten uns durch ein stummes Kopfnicken. Und unsere Rauchwolken trieben vergnügt ineinander zusammen, während der Alte mit steifen Gichtfingern Maschen entwirrte, Löcher ausbreitete, neue Schmirre einzog. Er hatte Mühe und mußte Geduld anwenden. Aber dafür besaßen diese Finger den Vorzug des besonnenen Alters und der klugen Anwendung reicher Erfahrung. Sie standen tapfer und stolz im Glied, krumm, verbogen und plattgedrückt vom Zugreifen und halfen sich aus in alter Kameradschaft. Selbst die beiden kleinsten ließen sich, ungeachtet geräumiger Gichtknollen über den Gelenken, vom Eifer nichts nehmen und bogen und schoben sich nach allen Seiten, um wenigstens den Vorgang mitanzusehen. Bei alledem schaute der Alte aus seinen wasserblauen Augen ruhig drein. Windwärts flog ein früher Kohlweißling daher. Er verfang sich im Netze, und der Alte hielt andächtig still und sah zu, wie das Tier über die Maschen kletterte, wie

es die braune Hand hinantrieb und wie es über den Knöcheln rastete, bis sich ein kräftiger Windstoß in den wippenden Flügeln verfing, von dem es augenblicklich in die Höhe getragen wurde, sodas es den Blicken zwischen den Baumstämmen entchwand. Ich ging ihm nach und ließ den Alten stehen.

Die Luft wurde von der Nähe des Moores schwer wie neuer Wein. Die Bäume traten zurück, nur Weidenbüsche blieben mir zur Seite und säumten das Ufer ein. Ihre Reihe endet ein wetterfester Strunk, verbissen und knorrig wie eine Eiche. Jahr um Jahr läßt er unverdrossen die Säfte schießen und breitet einen reichen Kranz schöner gerader Gerten um sich aus, die im Sommer nicht viel weniger Schatten werfen als eine ausgewachsene Baumkrone. Und Jahr um Jahr fällt die Herrlichkeit unter der Baumschere eines umsichtigen Mannes, der die schönen Gerten für seine Zwecke zu nützen weiß.

In seiner Nachbarschaft erhebt sich hart am Ufer das Sonnenbad, eine kleine, seewärts offene Empore. Auf ihr lagern an schönen Sommertagen frohe Gesellen und geben allerlei Häute und Felle der Sonne preis. Auch lockt ein kühles Bad im klaren Gewässer und eine kühn geschwom-